



Der Mensch in der Berufsarbeit

Blume, Wilhelm

Berlin ; Hannover, 1950

Blume, Wilhelm Welche Rolle die praktische Arbeit in der Schulfarm Insel Scharfenberg 1921 bis 1933 gespielt hat

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93965](#)

Welche Rolle die praktische Arbeit in der Schulfarm Insel Scharfenberg 1921—33 gespielt hat

„Nach dem Gesetz, nach dem du angetreten . . .“

Ehe überhaupt eine Schule auf der Insel eröffnet werden konnte, mußten Schüler und Lehrer, die, von der Unterrichts- und Erziehungsart in den Stadtschulen nicht befriedigt, dort siedeln und auf ihre Weise lernen, lehren und leben wollten, die äußersten Möglichkeiten dazu sich selbst schaffen oder umgestalten.

In den ersten Monaten nach der Gründung hatte sich alle Arbeit von selbst geregt, unmittelbar aus den drängenden Bedürfnissen heraus. Wenn wir erwarteten, daß uns die Hausmutter am anderen Tage wieder etwas zu essen kochen sollte, mußte am Nachmittag Holz gesammelt, wenn wir die Eltern am Sonntag in einem sauberen Haus empfangen wollten, mußten die Treppen gescheuert und ein Sonntagsfährdienst eingesetzt werden —, die natürlichen Willensübungen, deren heilsame Wirkung viele Großstadtjungen an sich erfahren haben. Wenn wir Ziegenmilch trinken mochten, mußte der Stall, die Raufe, der kleine Heuboden erst gezimmert, Laub zum Streuen in Säcken gesammelt werden. Falls wir uns einen Extra-Eßraum leisten wollten, mußten wir zuvor alte wacklige Tafeltische standfest machen, die Wände in dem bis dahin von Ratten bewohnten Raum ausmalen, die Bänke anfertigen. Und woher die Bretter nehmen? In dem viel zu dicht verwachsenen Park wurden Bäume gefällt, von zehn Mann unter Führung des Zeichenlehrers nach Spandau geflößt und die in der Schneidemühle eingetauschten Bretter auf einem erbettelten Prahm heimwärts gestakt. „Die Nacht überfiel uns“, schreibt einer der von Schweiß und Nebel durchnässten Teilnehmer, „auf dem Holzstoß glusterte gespenstisch eine Laterne; der Lichtkegel riß die Gestalten der langen Stangen auf dem Seegrund Einsetzenden bei ihrem jedesmaligen Vorbeipendeln aus dem Dunkel.“ Zum Essen zunächst zu übermüdet, streckten sie sich auf die Eßsaalbänke. „Arbeit, schwerste Arbeit! Aber sie war für unsere Farm und — hat Spaß gemacht.“

Doch man konnte nicht auf die Dauer jeden Augenblick zur Verfügung stehen, mitten aus der Schularbeit sich herausreißen. Das Moment der praktischen Zeiteinteilung mußte schließlich in Betracht gezogen werden. Es sollten nicht immer dieselben vor die Front, auch die in dieser Hinsicht weniger Aktiven sich rühren. Küchen-, Fähr- und Waschdienst gingen schon länger wochenweise reihum; ein Beschluß, daß, wer diese öfter vergißt oder dauernd vernachlässigt, auf bestimmte Zeit von der Gemeinschaft von ihnen dispensiert werden kann, legte ein für allemal fest, daß diese täglichen Dienste eine Ehre sind. Die andern Arbeiten ließ man sich fortan aufsammeln, um sie am Mittwochnachmittag an alle zu verteilen. Es gibt der Arbeit, auch den von vornherein weniger Begeister-ten, einen gewissen Schwung — in den besten Stunden fast so etwas wie ein rhythmisches Gefühl — zu wissen, daß in dieser Zeit

niemand auf der ganzen Insel müßig ist. Als nach einem Jahr in einer Abendversammlung die Frage aufgeworfen wurde, wodurch und worin man das, was man so oft „Gemeinschaft“ nenne, am stärksten verwirklicht empfinde, antworteten die meisten: „In der Gemeinschaftsarbeite“. Ein schulmeisterlicher Antrag eines Lehrers, die Gemeinschaftsarbeite zu beschränken, wurde ein Jahr später glatt abgelehnt; einer von den Schülern schleuderte den Satz in die Debatte: „Nicht Gefühl oder Geist, Arbeit bringt Gemeinschaft.“ Gewiß haben sich noch ab und zu egoistische Gegenstöße gemeldet, aber der Einfluß der echten Farmer aus den Gründungszeiten ist für die ganze weitere Entwicklung bestimmd geblieben. Das hat im dritten Jahre des Bestehens ein ausländischer Gast schon nach flüchtigem Besuch herausgeföhlt, wenn er in seiner wohltaud freimütigen Kritik kopfschüttelnd äußerte, man ginge hier mit der gleichen Feierlichkeit zum Heuen wie zum Homer-Unterricht. „Ob sie heuen“, liest man in dem Aufsatze einer klugen Wiener Besucherin, „oder Kartoffeln ernten, Garben binden, Felder vermessen, die Insel kartographisch genau aufnehmen, Erde fahren, ihr Zimmer mit Wandzeichnungen schmücken, Unkraut jäten, ob sie Szenen aus dem Störtebeker dramatisieren oder im Orchester üben, alles gilt als wertvoll, als wichtig, ist in gewissem Sinne Produktion!“

Die Feierlichkeit ist geringer geworden, die Gleichwertigkeit zwischen Hand- und Kopfarbeit aber hat sich stabilisiert wie ein „rocher de bronce“. Und das hat ja auch seine tiefere Begründung. Die Arbeit ist hier keine methodische Spielerei gewesen. Als der Schule nach einer Probezeit im kleinen das gesamte Areal der Insel (93 Morgen) nebst Stallungen zugesprochen wurde, ihr Farmcharakter also sich entsprechend stärker auswirken mußte, entsprang die Arbeit zum zweitenmal organisch dem sachlichen Bedürfnis. Personal anzunehmen war kein Geld vorhanden. Wenn wir als Schule weiter bestehen wollten, mußten wir wieder selbst Hand anlegen. So trat neben die Gemeinschaftsarbeite am Mittwochnachmittag der landwirtschaftliche Hilfsdienst, zu dem jeder noch für einen Nachmittag seine Kräfte dem Landwirt zur Verfügung stellte. Damit konnte das Gröbste geschafft werden, den jahrelang vernachlässigten Acker und die verqueckten Wiesen für eine bessere Kultur vorzubereiten. Als die Schüler diese festliegenden Nachmittagslisten als zu starr zu empfinden begannen, begegnete sich dieses Gefühl mit den allmählich variabler werdenden Wünschen des verbesserten landwirtschaftlichen Betriebes. Dieser sollte von jetzt an jeden Mittag so viel Hilfskräfte anfordern, wie er brauchte, bald mehr, bald weniger, bald gar keine; die Art der zu leistenden Arbeit wurde bezeichnet, dann meldeten sich die, die gerade Lust dazu hatten oder an diesem Tage Zeit erübrigen konnten. War nicht dieser neu beschlossene Bereitschaftsdienst außerdem dazu angetan, jene rechnende Gesinnung hintanzuhalten, nach der man nur dann etwas tut, wenn's der andere auch tut? Aber die Arbeit war in der Tat in Scharfenberg damals etwas sehr Lebendiges; sie suchte sich immer neue Formen. Bei den mittäglichen

Ankündigungen tauchten die nicht spezifisch ländlichen und gärtnerischen Wünsche häufiger auf; da war ein Stall zu weißen, ein Wagenschild zu malen, Harken und Hürden waren zu reparieren; wer bei Schlosserarbeiten am Kahn oder an der Häckselmaschine zu helfen sich zutraute, ward angefragt. Taten die, die sich öfter zu der gleichen Tätigkeit gemeldet hatten, vielleicht gut, sich zu einer Fachgruppe zusammenzuschließen? Könnte man nicht den ganzen Bereitschaftsdienst in Gruppendiffert von Malern, Tischlern, Schlossern, Gärtnern und Landwirten auflösen? Im Winter 1925 vertiefte man sich mit der gleichen Gründlichkeit, mit der man 1923 über Haeckels Welträtsel gestritten hatte, in dies neue Arbeitsproblem. Dabei gab es Freiheitsapostel, die aller Verfachlichung entgegnetraten, auch Genießer, die bald dieses, bald jenes zu ihrem Ergötzen sich auszusuchen Spielraum behalten wollten. Es gab Idealisten der Arbeit, die in dieser Wendung den krassen Nützlichkeitsstandpunkt witterten, daß man den Bereitschaftsdienst dazu erniedrigen wolle, sich persönlich in einem Handwerk auszubilden; es gab sogar Asketen der Arbeit, die den Satz aufstellten, nur das sei echter Bereitschaftsdienst, in dem man das tue, was einem am wenigsten Spaß mache; Dienst an der Gemeinschaft bedeute Opfer! Demgegenüber standen die Realisten, die aus der Wechselarbeit nur blutigen Dilettantismus herausspringen sahen, und die Systematiker, die in den Fachgruppen die genaue Parallel zu den wissenschaftlichen Neigungskursen begrüßten, und die gesunden Optimisten, die meinten, ob nicht der der Gemeinschaft am schönsten diene, der zum besten aller brauchbare und stilgerechte Qualitätsarbeit liefere. Die letzte Dreihheit siegte. Das Anwachsen der Schülerzahl ermöglichte es, daß die Handwerksgruppen aus den Dienerinnen der Landwirtschaft sich zu Innungen in eigenen Werkstätten entwickelten. Die Asketen aber, gehorsam gegen den Majoritätsbeschuß, doch auch ihrem Bereitschaftsideal getreu, gründeten die Sondergruppe „Allzeit-bereit“.

Dieser ganze Arbeitskomplex, vom Waschdienst angefangen bis hin zum Werkstattenerzeugnis, war zunächst wirtschaftlich wertvoll; wir sparten dadurch Hausmädchen, Knechte, die Unkosten für weit herkommende Handwerker, von der entscheidenden Beihilfe der landwirtschaftlichen Eigenproduktion ganz zu schweigen. Sehr viele unserer Schüler hätten bei den geringen finanziellen Mitteln ihrer Eltern hier nicht aufwachsen können, wenn wir nicht alle uns dieser „Arbeit“ widmeten; oder sie hätten um Freistellen bitten müssen. Es sollte und brauchte sich hier niemand irgendwie abhängig oder als Almosenempfänger zu fühlen; was sie nicht bezahlen können, schaffen sie sich und anderen durch ihrer Hände Arbeit. Hier geht das Wirtschaftliche ins Ethische über. Die Jünger in einer solchen Schule müssen den Stolz, aber auch die Kraft aufbringen, ihre eigene neue Kultur zu schaffen, so geschlossen, so stark, so unabhängig und doch objektiv, wie das in seinen besten Zeiten das alte Gymnasium auf seine Weise versucht hat, nur wieder ganz, ganz anders fundiert und gerichtet als dieses! Und dazu dürfen sie niemals den Zusammenhang

mit dem Mutterboden der Arbeit verlieren. Die bisher letzte Etappe in der Entwicklung der Farmarbeit ist die Arbeitswoche. Die laufenden kleinen und größeren Arbeiten werden, soweit es möglich ist, regelmäßig am Mittwochnachmittag in der Gemeinschaftsarbeit erledigt. Häuft sich aber in den einzelnen Gruppen zuviel Arbeit auf, wie es bei der Landwirtschaft, die ja besonders an Zeit und Wetter gebunden ist, am leichtesten geschehen kann, so wird nach vorheriger Besprechung des Gruppenführers mit den Lehrern eine Arbeitswoche eingelegt, das heißt, der Unterricht tritt zugunsten der körperlichen Arbeit zurück. Solch eine Arbeitswoche kehrt in vier- bis sechswöchentlichem Turnus wieder. Zuerst unterscheidet sich der Tag in einer solchen Woche von den andern nicht im mindesten. Wir stehen um 6 Uhr auf, machen unsren Dauerlauf, gehen in den Unterricht. Nach dem Frühstück jedoch verteilen wir uns nicht wieder zum zweiten Stundenpaar auf die einzelnen Räume, sondern versammeln uns auf dem Wirtschaftshofe. Das Ausschußmitglied hat nach Fühlungnahme mit den Innungen und unter Berücksichtigung der Einzelwünsche, die bei ihm abgegeben sind, in aller Morgenfrühe die Arbeit für den heutigen Tag angesetzt. Nachdem es seine Liste von einer Außentreppe herab dem versammelten Volke bekanntgegeben hat, sagen die Gruppenführer jetzt in ihrem kleineren Kreise dem einzelnen, ob er zunächst Tomaten pflücken oder Kohlbeete jäten, ob er eine Stalltür reparieren, die Sprungständer vollenden oder Axtstiele anfertigen, ob er Häcksel schneiden oder bei der Dreschmaschine helfen, ob er im neuen Physiksaal eine Decke weißen, die Fenster lackieren oder den Kahnrost karbolinieren soll. Geht man eine halbe Stunde später über die Insel, so sieht man, wie hier die Schlosser die Fährklappe mit Eisenbändern versehen, ihr Gruppenführer an der Drehbank Stäbe für einen physikalischen Apparat abschleift, die Landwirte Rüben einmieten, wie die Landwirte mit den Schlossern gemeinsam sich um den Motor der Beregnungsanlage mühen, wie dort der neu gesäte Rasen festgewalzt, die Hecke verputzt und etwas weiter an einem roh geziimmerten Holzrahmen eine Schilfmatte geflochten wird. Man hört das Hallo von „Allzeit-bereit“, die mit Pferd und Wagen die Müllkästen abfahren; vom Hofe her kreischt in regelmäßigen Zwischenräumen die Kreissäge. Und so wird, die anderthalbstündige Mittagspause abgerechnet, bis zum Baden kurz vor dem Abendessen weitergearbeitet.

Daß die Arbeit trotz der zunehmenden Organisation nicht zum System, zum Schema erstarrte, zeigen zwei Schülerbeiträge mehr privater Art. Der eine der jungen Farmer schrieb 1928:

Als ich nach Scharfenberg kam, machte ich am Nachmittag einen Rundgang um die Insel. Dabei landete ich abends im Stall. Hier bat mich ein älterer Kamerad, die Milch mit in die Küche zu nehmen. Es war nicht ganz leicht, den 35 Liter fassenden Kübel zu tragen. In der Küche setzten wir die Zentrifuge zusammen und gossen die Milch hinein. Der eine drehte, der andere goß die Magermilch in bereitstehende Eimer. Da mir das alles Spaß machte, bringe ich seitdem

jeden Morgen und jeden Abend die Milch in die Küche. Wir nennen uns den Milchdienst.

Der Sahnetopf war voll. Wir mußten heute nachmittag buttern. Wir taten die Sahne ins Faß und drehten. Allmählich ging es schwerer. Noch einige Male langsamer herum und die Butter war fest. Wir nahmen sie heraus und ließen die Buttermilch in einen Eimer ab, der zur Erfrischung der Landwirtschaftsgruppe aufs Feld gebracht wurde. Später haben wir die Butter auch waschen, kneten und salzen gelernt. Das dritte, das sich der Milchdienst noch zur Aufgabe gesetzt hat, ist die Milchuntersuchung. Alle vierzehn Tage ist Probemelken. Dann stehen wir beide, während alle anderen noch schlafen, im Stall, um dort die Milch jeder einzelnen Kuh zu wiegen und einen gewissen Prozentsatz zur Untersuchung abzunehmen. Dasselbe wiederholen wir, wenn die Kühe an diesem Tage von der Weide kommen. Die Milchproben nehmen wir mit in die „Landwirtschaftskammer“, um sie dort zu untersuchen. Für jede Kuh haben wir Butyrometer, eigens für die Milchuntersuchung geformte Reagenzgläser mit eingearbeiteter Skala. In diese tun wir in vorgeschriebener Mischung Milch und Säure. Mit einem Gummi versehen, werden sie dann wiederholt in ein Wasserbad von bestimmter Temperatur gelegt und nachher geschüttelt. Zum Schluß läßt man sie bis 15 Minuten im Wasser, um dann auf der Skala die Fettprozente abzulesen. Die Ergebnisse der Fettuntersuchung und die Milchmenge jeder einzelnen Kuh sind wichtig, denn sie geben uns einen Maßstab für die Leistungsfähigkeit jedes Tieres und Fingerzeige für eine rationellere Fütterung.

So hat sich der Milchdienst vom Milchtragen zu einem richtigen Amte entwickelt, das aber nicht von der Schulgemeinschaft besetzt ist, sondern aus eigenem Antrieb übernommen und verwaltet wird.

Ein anderer Kamerad sah eines Tages im Bibliothekszimmer einen Kasten auf dem Bücherschrank stehen. Er fand darin ein Stück gelben Wachstuches und ersah aus der Gebrauchsanweisung, daß dies Ding Schapierograph hieß und zum Vervielfältigen von Schriftstücken gebraucht werden konnte. Er sah ihn dann zuerst in Tätigkeit, als einige unternehmungslustige Mitschüler zum Erntetag, dem selbstverständlich größten Festtag der Schulfarm, eine Festschrift herausgeben wollten. Sie wurde auch an Besucher von auswärts verkauft, und einer von ihnen, dem die schlechte Schrift nicht gefiel, vermittelte den Kauf einer Handdruckmaschine mit richtigen Typen. Damit druckte man die Zeitungen, die unter dem Titel „Die Ernte“ erschienen, so eifrig, daß zu Weihnachten schon die fünfte Nummer herausgehen sollte. Ganz unvermittelt fragten den Berichterstatter einige Drucker in diesen Tagen, ob er sich ihnen anschließen wolle. Zwei Setzer hätten infolge einer Krise die Arbeit niedergelegt. „Ich nahm eine schon abgedruckte Seite, die man mir hinschob, sofort auseinander und sortierte die Lettern; dann half ich bei der Arbeit am Titelblatt, das diesmal zur Weihnachtsfeier nach einem Linolschnitt sogar bunt sein sollte. Weil wir 180 Exemplare herausgeben wollten, mußte die Walze für jede der vier Farben 180mal über den

Druckstock gerollt werden. Manchmal haben wir bis in die Nacht an der Maschine gestanden, waren aber auch dafür zwei Tage vor den Ferien fertig."

*

Obige Abschnitte sind dem „Werdenden Zeitalter“ entnommen, der Zeitschrift des Weltbundes für Erneuerung der Erziehung. Der heutige Leser wird sich nicht darüber wundern, daß die Berliner Schulverwaltung vom 1. 9. 1949 an alljährlich 2 neunte Schuljahrklassen auf die Insel verlegt. Die Werkstätten, der Wirtschaftsbetrieb, die Innungstradition, die Arbeitserfahrungen bieten da besonders glückliche Voraussetzungen für die Aufgaben der Berufsfindung aus dem natürlichen unmittelbaren Erleben und Probieren heraus.

Wilhelm Blume

Vom Haus des Unrechts und von der Treppe der Bildung

Es war an einem schönen Sommerabend des Jahres 1803 auf dem Hof des dreitürmigen Schlosses Burgdorf. Die hier aufwachsenden Zöglinge aus allen Kantonen der Schweiz und darüber hinaus waren schon in den Schlafzälen verschwunden. Ihr Geplauder ebbte mehr und mehr ab; nur noch vereinzelter Lachen klang aus den offenen Fenstern zu den Lehrern hinunter, die unter einem Lindenbaum auf der Mauer sitzend den Feierabend genossen. Ein seltsames Kollegium war da versammelt: ein verkrachter Landwirt und berühmter Volksromanschreiber wider Willen — namens Pestalozzi —, ein Dorfmeister aus der Nähe, der vorher sich als Tagelöhner hatte durchschlagen müssen, ein Tübinger Theologiestudent und ein musikalischer Buchbindermeister. Eben noch hatte der Vater der Anstalt gar drollig gescherzt und sich als ein Wundertier mit vier Köpfen und acht Händen vorgestellt, da wurde er im Anschauen des verglimmenden Alpenglühens plötzlich ernst und murmelte vom Haus des Unrechts und von der Treppe der Bildung.

Was meint Ihr, so reagierte er auf die fragenden Augen des Tübinger, daß einer im Keller unseres Schlosses von diesem Abend sähe? So gut wie nichts, höchstens einen blassen Schimmer durch die Luke im Gewölbe. Und die Bewohner im ersten Stock, das keine Fenster nach dieser Seite hat? — Sie sähen wenigstens den Reflex im Hof und ahnten die Herrlichkeit. Nur oben in den Sälen mit den großen Bogenfenstern könnte sich der Inhaber gemächlich in eine Nische setzen und den Anblick genießen. Nun denkt Euch, Freunde, es gäbe keine Treppe in diesem Haus, so daß die Herren in den Sälen die einzigen Nutznießer wären, und die Bürger in den Stuben könnten nicht hinauf, obwohl ihnen der Widerschein im Hof das Blut unruhig mache, und das arme Volk gar im dunklen Keller hätte von Gottes Sonne nichts. So, Freunde, ist das Haus des Unrechts um die Klassen der Gesellschaft gebaut! Darum kann ich nicht ruhen, bis in dieses Haus des Unrechts die Treppe der Menschenbildung gebaut ist.

Nach Wilhelm Schäfer